

Zeitschriftenschau.

A. Philosophische Zeitschriften.

1] **Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane.** Herausg. von H. Ebbinghaus und A. König. Hamburg und Leipzig, Voss. 1890. Bd. 1.

4., 5. u. 6. Heft. **J. v. Kries, Ueber das Erkennen der Schallrichtung.**
S. 235. Liegt die Schallquelle in verschiedener Richtung zu den beiden Ohren, so wird das derselben zugewandte Ohr eine stärkere Empfindung haben, als das abgewandte, und dann ist die Richtung des Schalles leicht zu erkennen: Rechts-Links-Localisation. Aber wie erkennt das Gehör die Richtung des Schalles, wenn derselbe aus der Medianebene kommt, also die Quelle von beiden Ohren gleichen Abstand hat? Zahlreiche Versuche des Verf.'s zeigten „erstlich, dass eine nahezu sichere Medianlocalisation (wenigstens in Bezug auf die Unterscheidung von vorn und hinten) unter Umständen auch dann stattfinden kann, wenn die Schallreize von Versuch zu Versuch ihrer Qualität und Stärke nach, sowie bezüglich ihrer Entfernung ganz unregelmässig wechseln. Zweitens aber fällt die ausserordentliche Unsicherheit, welche die gleiche Localisation unter anderen Umständen zeigt, in die Augen.“ Aus der zweiten Thatsache folgt, dass Preyer's physiologische Erklärung der Schalllocalisation kaum annehmbar ist. Denn wenn je nach dem Orte der Schallquelle verschiedene Reizungen der halbzirkelförmigen Canäle in's Spiel kommen, dann ist nicht einzusehen, warum nicht unter allen Umständen dieses Hilfsmittel seine Dienste thun soll? Aus ersterer Thatsache folgt, dass die Medianlocalisation nicht bloss mittelbar, d. h. durch Erlernen der Richtung aus bestimmter Qualität und Intensität des Schalles vollzogen wird. Münsterberg's Ansicht nähert sich den Localzeichen Lotze's und der physiologischen Theorie Preyer's: die Localisation der Schallempfindungen beruht auf den durch Reizungen der halbzirkelförmigen Canäle reflectorisch ausgelösten Impulsen zu Kopfbewegungen. Dagegen macht v. Kr. geltend, dass darnach die Localisation zweier gleichzeitigen Empfindungen unmöglich sei. Wenn die Empfindung X den Bewegungsimpuls α , und Y den Impuls β hervorruft, wie kann dann bei gleichzeitigem α und β der Fall unterschieden werden, dass α von Y und β von X erregt ist? Und doch lehrten die Versuche K.'s: „Bezüglich der Rechts-Links-Localisation ist also die gleichzeitige richtige Wahrnehmung zweier verschiedener Schallrichtungen in der Weise möglich, dass jede Schallart in ihrer wahren Richtung

gehört wird.“ Darum schliesst der Verf.: „Soviel ich sehe, wird auch derjenige, der die Annahmen Münsterberg's adoptirt, zur Erklärung dieser Unterscheidung doch auf die Vergleichung der Intensität jedes Schalles in den beiden Ohren recurriren müssen.“ — **Th. Lipps, Zur Psychologie der Causalität. S. 252.** Der Verf. knüpft an Hume's Deutung des Causalbegriffes an. „Dass der causale Zusammenhang ein Zusammenhang ist unserer Gedanken, nicht ein Zusammenhang des Gedachten, dass die Nothwendigkeit, die diesen Zusammenhang auszeichnet, in der psychologischen Nöthigung besteht, mit einer Thatsache eine andere zu verbinden, dass diese Nöthigung in der Association ihren Grund hat, das ist Hume's Entdeckung und diese Entdeckung ist eine der wichtigsten in der Geschichte der Philosophie (!) . . . Nur darin bestand Hume's Fehler, dass er die volle Bedeutung des Associationsgesetzes nicht erkannte und dass er eben darum nicht sah, welche associativen Beziehungen mit der ursächlichen Beziehung ohne weiteres identisch sind. Dem daraus sich ergebenden Mangel sollte das Gewohnheitsprincip abhelfen. . . Das Gewohnheitsprincip fordert zu viel, insofern es die Wiederholungen fordert; und es fordert zu wenig, insofern es die Bedeutung der Erfahrungen verkennt, die mit gleichartig wiederkehrenden Momenten neue Momente verbinden. Was Hume entging, das ist das Wesen der Induction. Das inductive Verfahren schafft die allgemeinen Erkenntnisse, indem es für unser Bewusstsein die Ursachen schafft. . . Wer Induction treibt, . . . der hat schliesslich eine Association, die Stich hält und nichts Ueberflüssiges mehr in sich enthält. Und nun spricht er ohne weiteres von Ursache und ursächlicher Beziehung.“ — **K. L. Schäfer, Zur interaurealen Localisation diotischer Wahrnehmungen. S. 300.** S. P. Thompson hat gefunden, dass, wenn man zwei Telephone, deren Platten Schwingungen von gleicher Frequenz und Amplitude ausführen, fest an die Ohren drückt, nur eine akustische Wahrnehmung und zwar median im Hinterkopfe gemacht wird. Dabei mussten sie sich aber immer gleichzeitig dem Kopfe nähern und entfernen, also stets in entgegengesetztem Sinne schwingen. Diesen Versuch hat Sch. weiter verfolgt, die Resultate verallgemeinert und zu erklären versucht. Dasselbe that er mit einem Versuche Weber's. Den Ton einer median auf den Scheitel gesetzten Gabel hört man median über der Ansatzstelle. Wird aber ein Ohr fest verschlossen, so springt er in dieses hinein. „Es entspricht die intrakranielle Localisation diotischer Wahrnehmungen der intraaurealen monotischer, die extrakranielle der extraaurealen. Fechner hatte gezeigt, dass nicht nur der Ton zweier unisoner vor beide Ohren vertheilter Stimmgabeln nur auf Seite der lauterer gehört wird, sondern auch die Schwebungen derselben, welche entstehen, sobald die Gabel vor dem physiologisch tauben Ohre rythmisch geschwungen wird.“ Auch er übersah, dass der Ton jedesmal während der Annäherung sich, ausser dass er stärker wird, auch der Medianebene nähert, und bemerkte dies erst, wenn die Elongationen der bewegten Gabel sehr ausgiebig wurden. In Proportion zu deren Wachsen wanderte der Ton bei der Näherung in die Medianebene und eventuell über dieselbe hinaus in das andere Ohr, gemäss dem Princip von der Verlegung des Schalles nach der Seite der stärkeren Erregung.“ Sch. hat nun die Fechner'schen Versuche in folgenden Punkten erweitert und vervollständigt.

„1. Es sollen Anfangs beide Gabeln in gleichem Abstände von der Medianebene vor den Ohren fixirt, ihr Ton also median localisirt sein. Beginnen nun beliebige

rasche synchrone Schwingungen von beiderseits gleicher Weite und in stets genau entgegengesetztem Sinne, so kommen mediane Schwebungen zu Gehör. 2. Werden aber beide Gabeln immer a tempo nach rechts oder links verschoben, also gleichsinnig, so wandert der Ton von Ohr zu Ohr, so lange die Schwingungen in geringer Frequenz geschehen. 3. Werden sie hingegen möglichst rasch vollführt, so haben die Schwebungen (und zwar ausschliesslich) in den beiden Ohren ihren Sitz.“ — **B. Wahle, Zur Psychologie der Frage.** S. 310. Man könnte meinen, die Frage liesse sich leicht durch das „Wissen wollen“ erklären; aber der Verf. behauptet, dass Wollen kein einfacher irreducibeler Vorgang sei: er glaubt beweisen zu können, „dass Wollen nur ein Ausdruck ist für eine bestimmte Art von Reihen, gebildet aus kommenden und gehenden Vorstellungen, Actionsvorstellungen u. s. w.“ Darum ist der psychische Zustand der Frage besser zu versetzen in das „während einer Unentschiedenheit Sichbereithalten für eine Wahrnehmung oder Entscheidung.“ Oder nach Zergliederung der noch darin enthaltenen Knäuel ist das psychische Schema der Frage: „Eine pointirte (interessante) Vorstellung, Wechsel derselben mit ihren negativen Vorstellungen, d. h. Wechsel mit anderen an die pointirte Vorstellung sich anschliessenden Vorstellungen, Bereithalten für eine Wahrnehmung einer Wirklichkeit, welche auf die pointirte Vorstellung passt und dem Wechsel in der Phantasie ein Ende macht.“ — Da ist nun freilich „von eigenartigen Acten und Bewusstseinsweisen“ nichts zu beobachten, aber es wird auch die Eigenart der Frage nicht erklärt. — **H. Ebbinghaus, Ueber negative Empfindungswerthe.** S. 320, 461. Um negative Empfindungswerthe zu verstehen, müssen erst positive erklärt werden. Fechner soll nach dem Verf. diese kaum geahnt, jene also ganz falsch verstanden haben. Eine Empfindung kann nicht als ein Multiplum einer andern im Bewusstsein erscheinen, also nicht durch diese gemessen werden. Will man sie messen, muss man wenigstens drei Empfindungen haben; wie dies bei den längst gebräuchlichen Raummessungen klar vorliegt. Die Wahrnehmung eines Ortes kann nicht ein Multiplum der Wahrnehmung eines andern Ortes sein. Nimmt man aber einen dritten Ort dazu, dann kann der Abstand eines mittleren von zwei äusseren gleich und also der ganze das doppelte des einfachen sein. So ist es auch z. B. mit Helligkeitsempfindungen, Wenn ich eine grössere und kleinere Helligkeit habe, so kann ich dazwischen eine mittlere annehmen, welche dann von den beiden gleichweit absteht, so ist die grössere doppelt so gross als die kleinere. Daraus ergibt sich der Begriff der positiven Empfindungswerthe: „Sie sind auf allen übrigen Empfindungsgebieten eben das, was sie bei den Raummessungen sind, nämlich Empfindungsdistanzen oder Distanzempfindungen zwischen je zwei Empfindungselementen des betreffenden Gebietes.“ Darnach bestimmen sich auch die negativen Empfindungswerthe. „Negative Werthe sind allgemein solche, die mit gleich grossen positiven additiv vereinigt, diese annulliren. Etwas Anderes negativ zu nennen, hat wiederum keinen Sinn.“ Darum müssen auch sie Empfindungen einer Distanz von entgegengesetzter Richtung ausdrücken, wie sie schon Delboeuf richtig bestimmte. Sie sind „ganz wie positive Empfindungen einer Distanz, einer Verschiedenheit, zwischen irgend welchen Elementarempfindungen; und ist die Richtung dieser Distanz in entgegengesetzter Richtung von derjenigen zu rechnen, die man für die positiven Empfindungswerthe gewählt hatte.“

Im 6. Heft S. 461 führt dann Ebbinghaus weiter aus, dass die negativen Empfindungen nicht nothwendig vom sogenannten Schwellenwerthe Fechner's abwärts gerechnet werden müssen, da ja der 0-Punkt ganz beliebig gewählt werden kann, und auch die Thatsache der Schwelle nicht bloss einmal, sondern unzählige Mal wiederkehrt. Nicht bloss bei sehr schwachen Reizen trifft es zu, dass die Empfindung ruckweise zunimmt, d. h. vorerst noch 0 bleibt, während der Reiz eine endliche Grösse erreicht hat, sondern nach einer Art Trägheit-gesetzes muss bei jeder Empfindungsstärke der Reiz erst eine merkliche Verstärkung erfahren, um eine vermehrte Empfindungsstärke zu haben. Dieser ruckweise Fortschritt der Empfindung kann in der logarithmischen Massformel Fechner's gar nicht zum Ausdruck kommen und braucht es nicht, da diese Formel mit der Thatsache der Schwelle nicht jene wesentliche Verknüpfung hat, wie Fechner glaubte. Eine besondere Unterscheidungsformel muss nach dieser Fassung der Empfindungswerthe wegfallen. — **C. Stumpf, Ueber Vergleichen von Tondistanzen. S. 419.** Fechner hatte das Tongebiet als den auffälligsten Beweis für das Weber'sche Gesetz bezeichnet, weil die Abstände der empfundenen Töne proportional den Quotienten der Schwingungszahlen gehen. Wundt und Lorenz glaubten durch ihre Versuche dargethan zu haben, dass dies durchaus unrichtig sei, indem der Abstand eines zwischen zwei Tönen liegenden mittleren Tones von diesen regelmässig so geschätzt würde, dass „nicht die relative, sondern die absolute Reizmitte, nicht das gleiche Verhältniss, sondern die gleiche Differenz der Schwingungszahlen als Mitte zwischen zwei Tönen anerkannt werde.“ Zugleich sollten diese Versuche den endgiltigen Beweis liefern für den Satz, dass unser Ohr ohne Rücksicht auf harmonische und disharmonische Verhältnisse Tonhöhen messend vergleichen könne. Eine Prüfung der zahlreichen Versuche von Lorenz ergab aber St. Folgendes: „1. Bei allen Intervallen, welche eine ausgesprochene musikalische Mitte besitzen, wurde dieselbe mit grosser Bestimmtheit als Empfindungsmitte geschätzt, ausgenommen bei den Doppeloctaven. 2. Bei diesen, wo das Urtheil sich energisch von dem musikalischen Eindruck emancipirte, und in allen Fällen, wo eine musikalische Mitte nicht eindeutig vorhanden war, ergaben sich starke Schwankungen des Urtheils. Doch entsprachen in den letzteren Fällen den mehreren zwischenliegenden musikalisch ausgezeichneten Tönen gleichwohl häufig secundäre Maxima. Bei den um eine Octave vermehrten Quinten und Sexten machte sich die musikalische Mitte zwischen dem höheren Grenztone und dem ersten Oberton des tieferen in solcher Weise geltend. 3. Bei unmusikalischen Toncombinationen wurde die musikalische Mitte des nächstliegenden musikalischen Intervalls als Empfindungsmitte angegeben, doch auch hier mit grösseren Schwankungen als bei 1. 4. Wo überhaupt eine grössere Bestimmtheit des Urtheils hervortrat, also wo eine musikalische Mitte deutlich vorhanden war, da waren es die musikalisch begabteren und geübteren Beobachter, welche diese bestimmten Urtheile abgaben, während die Tabellen der Unmusikalischen die grössten Schwankungen und Unregelmässigkeiten zeigen. Kurz, bis in alle Einzelheiten werden uns die Tabellen (von Lorenz) verständlich, wenn wir das musikalische Intervallbewusstsein in eigentlichem Sinne als massgebend betrachten.“ Noch zahlreiche andere Gründe führt St. an, welche die reine Tondistanzschätzung nicht zur Geltung kommen lassen. — **W. v. Bezold, Urtheilstäuschungen nach Beseitigung einseitiger Hart-**

hörigkeit. S. 486. Solche Täuschungen, welchen B. nach der Operation des linken Ohres noch längere Zeit unterlag, bezogen sich auf die Intensität und die Localisation des Schalles. Das leiseste Geräusch wurde äusserst laut gehört, ein von rechts kommender Schall wurde nach links verlegt; natürlich, weil wir den Schall nach der Seite hin localisiren, wo er vom Ohre am lautesten gehört wird.

2. Bd. 1. u. 2. Heft. H. v. Helmholtz, Versuch einer erweiterten Anwendung des Fechner'schen Gesetzes im Farbensystem. S. 1. Die bekannte logarithmische Formel Fechner's misst Empfindungsintensitäten in ihrer Abhängigkeit vom Reize. H. sucht nun auf Grund eigener früherer Versuche ein Mass für die Empfindlichkeit des Auges für qualitative Unterschiede der Empfindungen auf rechnerischem Wege zu gewinnen. — J. Gaule, Was ist unser Nervensystem und was geht darin vor? S. 31. Der Verf. ist der Ueberzeugung, dass das Gesetz von der Erhaltung der Kraft auch im Nervensystem seine volle Geltung habe. Man ist seit Dubois' „Ignorabimus“ allerdings hierin etwas stutzig geworden, aber es stellt sich ja auch immer mehr heraus, dass das Atom nur ein Hilfsbegriff ist: derselbe wird wohl noch einmal so weit vervollkommen werden, dass die Mechanik der Atome uns auch Leid und Freud erklärt. Unter den besonderen Hypothesen des Verf.'s ist der Satz charakteristisch: „Jeder Reiz bewirkt eine Veränderung des die Nerven bildenden Secrets.“ — E. Raehlmann, Physiologisch-psychologische Studien über die Entwicklung der Gesichtswahrnehmungen bei Kindern und operirten Blindgeborenen. S. 51. Der Nativismus liesse sich wohl bei den niederen Thieren, welche gleich nach der Geburt durch das Gesicht sich im Raume orientiren, nicht aber beim Menschen festhalten. Dem Empirismus dagegen ist der Umstand günstig, dass bei den neugeborenen Menschen sowie auch bei den Thieren, die blind zur Welt kommen, „die anatomischen Bahnen in Hirn und Rückenmark (Pyramidenbahn), welche den motorischen Innervationen dienen, zur Zeit der Geburt des Kindes noch gar nicht vorhanden sind, dass dieselben vielmehr erst verhältnissmässig spät entstehen, gleichsam ‚zuwachsen‘.“ Die Beobachtungen, welche der Verf. an neugeborenen Kindern machte, bewiesen ihm, „dass das Kind von der Function des Gesichtssinnes, wie es ihn im späteren Leben gebraucht, fast nichts mit auf die Welt bringt, sondern dass die ganze Ausbildung des Sehactes relativ langsam vor sich geht.“ Zu demselben Resultate führten die Beobachtungen, welche der Verf. an einem von ihm operirten Blindgeborenen, Joh. Ruben, (weniger deutlich bei der operirten Christine Deutschmann) machte. Er fand „die interessante Thatsache, dass sich die Gesichtsvorstellungen der Blindgeborenen ganz analog wie beim Kinde entwickeln; dass auch dieselbe Reihenfolge im ersten Auftreten der Function der Augen, dieselbe Abhängigkeit der letzteren von den Augenbewegungen auftritt, dass sich auch die Bedeutung des Gesichtsfeldes für die Regelung des Sehactes mit gleicher Entschiedenheit geltend macht. . . . Das Resultat der Beobachtung unserer Blindgeborenen führt uns zu dem Schlusse, dass der ganze Complex der Gesichtsvorstellungen empiristisch gewonnen wird und aus der Summe der Einzelerfahrungen der Sinnesthätigkeit sich aufbaut, in seiner Formgestaltung und Eigenart stark beeinflusst, wenn nicht geleitet durch die sensuelle Erkenntniss auf den übrigen Sinnesgebieten.“ — D. Hack Tuke, Zwangsvorstellungen

ohne Wahnideen. S. 97. Zwischen geistiger Gesundheit und Geisteskrankheit liegt ein Zustand in der Mitte, der an beiden Theil hat: das intellectuelle Leben ist ganz intact, es drängen sich aber Vorstellungen, Bewegungen, Worte mit solcher Gewalt auf, dass ihnen kein Widerstand geleistet werden kann. Bei allen Menschen kommen wohl solche momentane Einflüsse vor, bei manchen wird aber der Zustand dauernd und krankhaft. Der Verf. nannte ihn früher „Besessenheit“, und auch französische Irrenärzte gebrauchten den Ausdruck, er darf aber nicht mystisch gedeutet werden. Der Drang, bestimmte Worte (Onomatomanie), besonders schmutzige, fluchende auszusprechen, wird insbesondere Koprologie, der Drang, zu zählen, Arithmomanie genannt; Ballis gebraucht den Ausdruck: „intellectuelle Impulse“, das deutsche „Zwangsvorstellung“ ist wohl die passendste Bezeichnung. Zuerst wird von Dr. Johnson berichtet, der den Drang fühlte, eine Reihe von Steinen zu betasten, so dass er zurückging, wenn er einen übergangen hatte, ferner eine Thüre nach einer bestimmten Anzahl von Schritten zu durchschreiten u. s. w. Ein junger Student der Rechte von 19 Jahren wurde durch die Beobachtung, dass die Negation im Deutschen nach, im Englischen voransteht, zu der quälendsten Untersuchung über die Negation veranlasst und gedrängt, stets auf die rechte Stellung der Negation peinlichst zu sehen. Diese Absonderlichkeit drohte ihm alle Willenskraft zu lähmen und das Studium unmöglich zu machen. Eine Dame, welche der Verf. behandelte, musste vor jeder Handlung zählen, beim Nähen steckt sie die Nadel bis zu 19 Mal in das Zeug, ehe sie anfangen kann. Eine andere Dame hat eine unwiderstehliche Abneigung gegen einen Menschen ohne besonderen Grund gefasst. Sie kann ihn, wenn er ihren Vater besucht, nicht sehen, selbst nachdem er todt ist, kann sie seinen Namen nicht hören, man muss das Buch entfernen, in welchem ein Theil seines Namens vorkommt. Damit zusammenhängend hatte sie einen unwiderstehlichen Abscheu vor jeder Berührung Anderer, sie wusch sich häufig und ihre Kleider, um von solchen Befleckungen gereinigt zu werden. Bei der Erklärung dieser Erscheinungen legt der Verf. grosses Gewicht auf erbliche Belastung: meistens lässt sich in der Familie Epilepsie oder eine sonstige nervöse Störung nachweisen, die betroffenen Individuen selbst leiden oft an Depression des Geistes, der Zustand hängt mit Störungen des Gemüthslebens zusammen. Regis nennt den Zustand geradezu „délire émotif“ und führt ihn auf Erkrankung des Gangliensystems der Eingeweide zurück. Verf. hält es nicht für gut, den Zustand durch den Patienten bekämpfen zu lassen, das würde ihn nach psychologischer Erfahrung nur verschlimmern: man soll ihn missachten. — **K. L. Schäfer, Ein Versuch über die intrakranielle Leitung leisester Töne von Ohr zu Ohr. S. 111.** Ein monotisch gehörter Ton kann auf drei Wegen auch das andere Ohr treffen. Erstens durch die Luft und zwar entweder durch Reflexion des Schalles an einer Wand oder direct am den Kopf herum, zweitens durch die Tube des zuerst afficirten Ohres in den Nasenrachenraum durch die andere Tube zum Trommelfell, drittens durch die Kopfknochen. Diese Leitung ergibt sich z. B. aus der Thatsache, dass Schwebungen zweier Töne auch dann wahrgenommen werden, wenn jedes Ohr nur je einen Ton direct hört; denn die cerebrale Combination der beiden Töne hält Verf. für ausgeschlossen. Es fragt sich aber, ob auch sehr leise Töne von den Kopfknochen von einem Ohr zum andern geleitet werden können;

Um dies zu entscheiden, stellte Sch. folgenden Versuch an: Ein Beobachter setzt einen Resonator an ein Ohr, nachdem der leise Ton einer Stimmgabel verklungen ist, d. h. nicht mehr durch Luftleitung an ein Ohr gelangen kann. Sofort wird der Ton wieder im Resonator gehört, und zwar, wenn das andere Ohr geschlossen wird, verstärkt und an die Medianebene angenähert. Im Momente der Oeffnung springt der Ton wieder zurück. Da hier Luftleitung ausgeschlossen ist, muss der Ton von dem bewaffneten Ohre intrakraniell zum andern übergegangen sein.

2] Philosophische Studien. Herausgegeben von W. Wundt. Leipzig, Engelmann. 1890. VI. Bd.

3. Heft. W. Wundt, Zur Lehre von den Gemüthsbewegungen. S. 335. Zu verwerfen ist die Erklärung der Gefühle und Affecte als intellectueller Zustände, wie sie von Spinoza und Locke und wohl auch von Herbart gegeben wird. Denn nach letzterem bestimmt zwar nicht der Inhalt der Vorstellungen, aber ihr Verlauf, ihre Spannung, das Gefühl. Noch weniger zulässig ist die physiologische Erklärung der Gefühle, wie sie C. Lange sehr energisch vertritt. Ihm sind die Affecte Innervationsstörungen, welche reflectorisch entstehen und in drei Muskelsystemen, den willkürlichen, den Gefäss- und den Eingeweide-Muskeln auftreten. Darnach würden Freude und Zorn, weil sie fast gleiche Muskelthätigkeiten bedingen, auch nächst verwandte Affecte sein! Dagegen erklärt der Verf.: Das Gefühl als ein einfacher Bewusstseinszustand kann nicht eigentlich definiert werden. Mit dem Affect hat das Gefühl gemein, dass es nicht wie die Vorstellung auf ein Object geht, unterscheidet sich aber von ihm dadurch, dass dieser wegen seiner grösseren Stärke fördernd oder hemmend auf den Vorstellungslauf wirkt und dadurch wieder neue Gefühle oder Affecte erzeugt; das Gefühl ist einfach, der Affect also nothwendig zusammengesetzt. Letzteres umsomehr, als mit ihm vasomotorische und Ausdrucksbewegungen verbunden sind, welche auch wieder secundäre Affecte mit sich führen. Wie ist nun das Gefühl und der Affect psychologisch zu erklären? Die Qualität des Gefühls wird sowohl von dem augenblicklichen Zustande des Bewusstseins, als auch von seiner ganzen Vergangenheit bestimmt, in ihm findet der actuelle Zusammenhang unseres gesammten psychischen Lebens seinen Ausdruck. Die nämliche Bedeutung kommt aber auch der Apperception zu, welche zugleich im innigsten Zusammenhange mit den jeweiligen Gefühlen steht. Darum ist letzteres die „Reactionsweise der Apperception auf den Vorstellungsinhalt des Bewusstseins.“ Natürlich muss dann auch der Einfluss, den stärkere Gefühle, Affecte, auf den Vorstellungsverlauf ausüben, durch die Apperception bedingt sein. So wird bei der Ueberraschung die Apperception derart auf dem überraschenden Object festgehalten, dass dadurch eine Hemmung des Vorstellungsganges eintritt. Wie ist aber das Auftreten von Ausdrucksbewegungen zu erklären? Da die Apperception die innere Willenshandlung ist, so sind diejenigen Affectäusserungen, die in einer Zweckbeziehung zu dem Gegenstande des Affects stehen, als die entsprechenden äusseren Willenshandlungen charakterisirt. Aber es gibt auch Triebhandlungen und reflectorische Bewegungen? Nun, es ist überhaupt die Entstehung aller thierischen Bewegungen zu erklären. Schlecht geschieht dies auf den Hinweis durch die „Gehirnmechanik“, die uns dereinst alle

als nothwendige Aeusserungen dieses kunstvollen Organs erscheinen lässt. Aber der Verf. meint, eine unendliche Reihe von Entwicklungsstadien gehe dieser Mechanik voraus und könne also von uns nie construirt werden. „Der einzige Weg, uns über das Zustandekommen der physischen Ausdrucksbewegungen Rechenschaft zu geben, wird auch für die Zukunft darin bestehen, dass wir zunächst den affecterregenden Vorstellungen parallel laufende Erregungen sensorischer Centren voraussetzen, von welchen Rückwirkungen auf motorische Gebiete ausgehen, wobei aber diese Rückwirkungen nur zum Theil nach dem Schema der einfachen Reflexe erfolgen, zum Theil dagegen, wie alle Willenshandlungen, von einer unbestimmt grossen Zahl von Miterregungen abhängen, die nach den functionellen Anlagen des Organs in unabsehbarer Weise wechseln.“ Der Verf. hegt nämlich die Ansicht, Gleichartiges könne nur auf Gleichartiges, also Physisches nur auf Physisches, nicht aber auf Psychisches, und dieses nicht auf Physisches, sondern nur auf Psychisches wirken: anders urtheilen, bedeute den ‚influxus physicus‘ des Cartesius wieder einführen. In welchem Verhältnisse stehen nun Gefühl und Affect zum Willen? Wie aus dem Gefühl der Affect, so entsteht aus diesem der Trieb. Wenn nämlich der Affect die Vorstellungen auf eine bestimmte Willenshandlung hinrichtet, wird er zum Triebe. Gefühl, Affect und Trieb sollen nicht von einem über ihnen stehenden Willen bewältigt werden, wie man früher glaubte, sondern sie sind die nie fehlenden Vorstufen eines jeden Wollens, ein jeder dieser Seelenzustände trägt das Wollen unentwickelt schon in sich. Nicht bloss tragen Gefühl und Affect in unbestimmter, der Trieb aber in bestimmter Weise die Willensrichtung in sich, auch die bei den Willkürhandlungen in den Vordergrund tretende Abhängigkeit der dominirenden Willensrichtung von der ursprünglichen und erworbenen Anlage des Bewusstseins (d. h. von der eigenen Thätigkeit) fehlt jenen Vorstufen nicht. „Es ist nur der Umstand, dass wir diese Disposition als den entscheidenden Factor der Willkürhandlung auffassen, welcher das die letztere begleitende Freiheitsbewusstsein, im Gegensatze zu der der Triebhandlung noch anhaftenden Naturbestimmtheit, hervorbringt.“ W. wendet sich sodann gegen die Entstellungen, welche seine Willentheorie durch Münsterberg erlitten hat. Letzterer hält dieselbe für eine metaphysische, und will nur durch Gehirnmechanik (also durch materialistische Metaphysik) die Willenshandlung erklären. Wenn er den Willen als einen „Complex von Empfindungen“ bezeichnet, so fällt er in die alte intellectualistische Willenslehre zurück, die mit Spinoza definiert: Erkennen und Wollen sind Eins. Wir glauben willkürlich zu handeln, wenn wir uns vorstellen zu handeln. Der fallende „Stein, wenn er eine Vorstellung seines Falles besässe, würde diesen als That seines Willens ansehen.“ Mit Recht bemerkt W., dass hierbei das, was sich nicht isolirt darstellen lässt, als nicht existirend betrachtet wird: „Die Objecte der Psychologie sind sämmtlich Vorgänge, Ereignisse. Diese Vorgänge trennen sich zunächst in solche Bestandtheile, die auf Dinge und Vorgänge der Aussenwelt bezogen werden, und in solche, denen eine solche Beziehung mangelt . . . die unser eigenes Verhalten gegenüber den von uns objectivirten Vorstellungen ausdrücken. . . . Diese Vorgänge scheiden sich aber wiederum in zwei Gruppen: die einen treten uns als passive Erlebnisse entgegen, die anderen fassen wir als selbsterzeugte auf. Beide können im einzelnen Falle in der engsten Weise sich verbinden, sodass ein Vorgang halb

passiv gegeben, halb activ erzeugt erscheint. Die selbsterzeugten Vorgänge sind die Willenshandlungen. Der Wille selbst als empirische Thatsache ist nichts von diesen Processen der Erzeugung Verschiedenes, sondern er besteht schlechterdings nur in den einzelnen, von den passiven Erlebnissen sich absondernden, Vorgängen der Thätigkeit. — **G. Martius, Ueber die Reactionszeit und Perceptionsdauer der Klänge. S. 394.** Gegenwärtig bestehen zwei Ansichten über diesen Gegenstand. Die Einen nehmen eine Zahl von ca. 10 Schwingungen bei jedem Ton für die Erregung des Ohres an und ebenso viele bis zur Steigerung zu einer „charakteristischen Empfindung“. Andere halten 2—5 Schwingungen für hinreichend, wenigstens um ein Geräusch oder doch um einen bestimmten Ton zu vernehmen. Alle fassen das Geräusch als psychische Reaction auf eine einmalige Erregung des Organs. Aus der ersten Annahme würde folgen, dass die Reactionszeit mit dem Anwachsen der Tonhöhe stetig abnehme bis zur kürzesten Zeit, der für ein Geräusch. Bei der zweiten Annahme kann die Reactionszeit für alle Töne und Gehörseindrücke jeder Art annähernd gleich sein, was jetzt ziemlich allgemein vorausgesetzt wird. Durch erneute Versuche fand nun M.: 1) Die Reactionszeiten auf Klänge nehmen mit wachsender Höhe derselben innerhalb eines ziemlich grossen bis jetzt untersuchten Umfanges der Tonscala stetig ab. 2) Die auf die Arbeiten Exner's, v. Kries' und Auerhoch's sich stützende Ansicht, dass zur Entstehung einer Tonempfindung ca. 10 Schwingungen nöthig seien, welches auch die Höhe des Tones sein mag, ist unhaltbar. 3) Die Perceptionsdauer der Töne ist in weitem Umfang der Tonscala (C' bis c''') eine Function ihrer Schwingungszahlen. Es bleibt zu entscheiden, ob der Grund darin zu suchen ist, dass erst nach ca. 8 Schwingungen die Erregung des Perceptionsorgans oder der Centralsubstanz die Schwelle überschritten, oder ob der Grund in der verschiedenen von der Geschwindigkeit der Impulse abhängig zu denkenden Geschwindigkeit des leitenden und centralen Erregungsvorganges selbst zu suchen ist. — **A. Kirschmann, Ueber die quantitativen Verhältnisse des simultanen Helligkeits- und Farbencontrastes. S. 417.** Es handelt sich um den eigentlichen Simultancontrast der nicht an den Rändern zweier sich berührenden Flächen, sondern in entfernten Strecken sich geltend macht. Die Versuche mit rotirenden Scheiben ergaben folgende Resultate: 1. „Die Intensität des reinen simultanen Helligkeitscontrastes und wahrscheinlich auch des reinen simultanen Farbencontrastes wächst innerhalb der Grenzen der deutlichen Grössenwahrnehmung des ruhenden Auges proportional der linearen Ausdehnung der inducirenden Netzhautpartie oder auch proportional der Quadratwurzel aus dem Flächeninhalte derselben. 2. Man kann eine contrasterregernde Intensität unbeschadet der Stärke der Contrastwirkung durch eine geringere Intensität von entsprechend grösserer Ausdehnung ersetzen. Es findet also auch für den Contrast eine reciproke Beziehung zwischen Ausdehnung und Intensität statt. 3. Der simultane Farbencontrast kommt am besten zur Geltung, wenn der Helligkeitscontrast ausgeschlossen oder auf ein Minimum reducirt ist. 4. Der simultane Contrast zwischen einem farbigen Eindrücke und einem Grau von gleicher Helligkeit wächst mit der Sättigung der inducirenden Farbe, jedoch nicht dieser letzteren proportional, sondern in geringerem Masse, wahrscheinlich in einem logarithmischen Verhältniss. 5. Der simultane Contrast zwischen zwei Farben setzt sich aus zwei Componenten zusammen (auf den

Contrasteinfluss der Farbe a auf b und von b auf a), deren quantitative Verhältnisse bei gleichförmiger Vermehrung oder Verminderung der Sättigung einer der beiden Farben sich in ungleichförmiger Weise und in entgegengesetztem Sinne ändern: 6. Der gegenseitige Contrast zwischen zwei Farben erreicht sein Maximum bei der Combination mittlerer Sättigungsgrade der beiden Farben.“

4. Heft. E. Kräpelin, Zur Kenntniss der psychophysischen Methoden.

S. 493. Der Verf. hält eine kritische Rückschau über die bisher in Anwendung gekommenen Methoden für Messung psychischer Acte. Am meisten hat bis jetzt die Methode der „richtigen und falschen Fälle“ zu Discussionen Veranlassung gegeben. Die Schwierigkeit kommt nach Kr. daher, dass man zwei verschiedene Schätzungsprincipien dabei in Anwendung brachte. „Den Stein des Anstosses bilden die Gleichheitsfälle und zwar die wirklichen, in denen objectiv beide Reize einander gleich sind, wie die scheinbaren, in denen die Reizdifferenz nicht als solche empfunden wird. Sollen letztere mit Lorenz als falsche Fälle behandelt werden? Aber psychologisch sind sie nicht dasselbe wie falsche Urtheile. Auch die „zweifelhaften“ Fälle sucht man vergebens dabei los zu werden. Der einzige Ausweg liegt nach Kr. darin, dass man ein einheitliches Schätzungsprincip, das der Ungleichschätzung einführt, was er und Jastrow bereits angewandt haben. Das „Verfahren läuft darauf hinaus, dass der Versuchsperson die Aufgabe gestellt wird, unter allen Umständen einen der beiden verglichenen Reize als grösser zu bezeichnen; durch völlige Ausschliessung objectiver Gleichheitsfälle wird dieses Urtheil nicht unwesentlich erleichtert.“ Bei den meisten Methoden werden sehr wenig von einander unterschiedene Reize verglichen. Wir vermögen indessen, „namentlich bei solchen Reizen, deren objective Masse uns geläufig sind, mit einiger Sicherheit auch noch andersartige Grössenbeziehungen abzuschätzen, indem wir einen Reiz als ein bestimmtes Multiplum des andern erkennen. Da hier in der Regel wohl die Vergleichung des einen Reizes mit einem associativ erzeugten Phantasiebilde erfolgt, können wir alle Methoden, welche sich auf jene Erfahrung stützen, vielleicht als indirecte Massmethoden den oben besprochenen directen gegenüberstellen. Die nächstliegende derartige Methode wäre die von Merkel zuerst untersuchte Methode der doppelten Reize, welche sich die Aufgabe stellt, einen Reiz gerade doppelt so gross zu machen als einen gegebenen.“ — **O. Külpe, Ueber die Gleichzeitigkeit und Ungleichzeitigkeit von Bewegungen. S. 514.** Vermittelt Versuche an einem zu diesem Zwecke von Wundt ausgedachten Chronographen wurde constatirt, dass die Coordination zweier Bewegungen, z. B. der gleichzeitigen Aufhebung beider Arme, nicht so einfach ist, als es den Anschein hat. Bald ist die rechte Hand voraus, bald die linke, bald viel, bald wenig u. s. w., und dennoch nicht gesetzlos. Der Experimentator fasst die Ergebnisse seiner Versuche folgendermassen zusammen: „Aus unsern Tabellen ergibt sich eine gesetzmässige Abhängigkeit der gleichzeitig intendirten Bewegungen von der allgemeinen psychophysischen Vorbereitung derselben. Insbesondere zeigt sich die Bevorzugung einer Hand bei dem Bewegungseintritt geknüpft an eine bestimmte Reactionsform, ferner die Grösse der Abweichung von der Gleichzeitigkeit in unabweisbarer Beziehung stehend zu der musculären oder sensorischen Einstellung, endlich sind die Schwankungen um den Mittelweg bei den einzelnen Versuchen von verschiedener Höhe je nach der vorbereitenden Disposition.“ Der

Verf. versucht sodann eine psychologische Erklärung der Erscheinungen im Gegensatz zu Lange, der den Unterschied zwischen musculärer und sensorischer Reaction mehr physiologisch erklären wollte. — **E. W. Scripture, Vorstellung und Gefühl. S. 536.** Der Verf. versucht auf experimentellem Wege die Frage zu entscheiden, ob das Gefühl wie die Vorstellung selbständige Acte oder nur zwei Seiten eines und desselben Actes seien. Er fand nun, dass bestimmte Farben ganz bestimmte Gefühle ohne begleitende Vorstellungen erzeugten, z. B. hellgrün — unangenehmes Gefühl, dunkelgrün — Neigung zur Traurigkeit, Carmin — angenehm, anregend. Dies spricht für die Selbständigkeit des Gefühls, wie ja auch die Vorstellung selbständig ohne Gefühl sein kann. Doch will er auch der anderen Ansicht ihr Recht zuerkennen, indem er vermuthet, es sinke in den Fällen des selbständigen Auftretens des Gefühls die Vorstellung bis in's Unbewusste, ohne darum vollständig aus der Seele geschwunden zu sein, und ebenso könne das Gefühl bis zur Unbewusstheit herabsinken. — **A. Kirschmann, Ueber die Herstellung monochromatischen Lichtes. S. 543.** — **J. Schubert, Adam Smith's Moralphilosophie. S. 552.** — **W. Wundt, Ueber Vergleichen von Tondistanzen. S. 605.** Es werden die von C. Stumpf gegen die Lorenz'schen Versuche, welche die Empfindungsmittel zweier Töne nicht dem geometrischen Mittel derselben, sondern dem arithmetischen entsprechend darthun sollten, erhobenen Bedenken als Missverständnisse nachgewiesen, und den eigenen psychophysischen Bestrebungen Stumpfs Mangel an Methode vorgehalten.

B. Philosophische Aufsätze aus Zeitschriften vermischten Inhalts.

1] Stimmen aus Maria Laach. Freiburg i. B., Herder.

(1890.) 39. Bd. 8. Heft. H. Haan, Ueber Hypnotismus. IV. S. 258. Von den auffallenden Erscheinungen des Hypnotismus lassen sich viele nicht strict beweisen, aber alle können nicht erfunden sein. Beiseite zu lassen sind vor allem Schaulstellungen, welchen das Wunderbare Zweck ist, sodann die Aussagen der Hysterischen, welche einen unbegreiflichen Haug zur Verstellung haben. Auch die einzelnen Erscheinungen bedürfen einer Sichtung. Die Fernwirkung der Arzneien wurde von Dr. Luys behauptet, aber die Akademie der Medicin in Paris constatirte, dass die hermetisch verschlossene Thymianessenz die sonst beobachteten Krankheitserscheinungen der Versuchsperson nicht wie sonst hervorbrachte; es war also wohl früher Suggestion mit untergelaufen. Ueber das Gedankenlesen sagt De la Tourette in Uebereinstimmung mit Dr. Moll, Krafft-Ebing, Braid u. A.: „Wir haben Richet's Versuche an Gesunden, an Somnambulen, eingeschläfert oder nicht, nachgemacht, haben aber nicht mehr Glück gehabt als er. Die Zahl der errathenen Karten hat nie diejenige überschritten, die man durch Wahrscheinlichkeitsberechnung als zu errathende hätte finden können.“ Das Sprechen in fremden Sprachen reducirt sich auf Reminiscenzen; auch Forel bestreitet die Möglichkeit. Das Uebertragen von Krankheitszuständen auf andere Personen ist nur durch Suggestion möglich. Was die Vicariation der Sinne anlangt, z. B. das Lesen mit dem Magen, so handelt es sich hier um

ein sehr feines Gefühl Burdin setzte einen Preis von 3000 Fr. aus, wenn es gelänge, ohne Licht oder mit verschlossenen Augen zu lesen. Verschiedene Magnetisöre bewarben sich erfolglos um den Preis. Vom Fernsehen ist kein einziges Beispiel constatirt, das Gefühl oder Gehör dient als Vermittlung. Die Berichte über hervorgebrachte Blutungen, Wunden und dergleichen erregen Bedenken. „Den Grund zu Bedenken, sagt Moll, bildet in der Regel die ungenügende Ueberwachung.“ Forel konnte es bei all' seinen Experimenten nur zur Bildung einer Quaddel (Nesselblase) bringen.

9. Heft. N. Scheid, Die Weltanschauung des Boethius und sein Trostbuch. S. 374. Der Streit um das religiöse Bekenntniss des Boethius, ob Heide oder Christ, dreht sich hauptsächlich um die ‚*Consolatio philosophiae*‘. Fr. Nitzsch, der Hauptvertreter des Heidenthums des Boethius, macht geltend, dass dies Trostbüchlein von allen christlichen Anschauungen absehe, was bei einem Christen am allerwenigsten in der Kerkerhaft, von wo aus ihn der Tod erwartete, erklärlich wäre. Sein Gottesbegriff soll sogar unchristliche, antike Momente enthalten. Dagegen macht der Verf. darauf aufmerksam, dass auch ein Christ sich auf den rein natürlichen Standpunkt der Vernunft stellen könne. Die grossen mittelalterlichen Theologen, welche die ‚*Consolatio*‘ wie andere Werke des Boethius häufig citiren, werden doch besser zu beurtheilen gewusst haben, ob sein Gottesbegriff ein christlicher ist, als die modernen Verläunder desselben. Ein Theologe, wie Franzelin, bedient sich der Ausführungen des Boethius in Verbindung mit patristischen Citaten, um ein tieferes Verständniss des Wesens Gottes zu gewinnen. Wo hat je ein ‚Halbheide‘ ähnliche Gedanken zu einem einheitlich geschlossenen Ganzen so verbunden, dass daraus eine christliche Philosophie entstanden wäre, die durch die Reihe der Jahrhunderte hindurch als solche von berufener Seite stets anerkannt worden ist. Auch ein blosser ‚Namenchrist‘ wird als Philosoph schwerlich ein solches System herausbilden, wie es das Trostbüchlein des Boethius aufweist.

10. Heft. H. Haan, Ueber Hypnotismus. V. S. 508. Der Verf. geht nun zu einer Erklärung des Wesens der Hypnose über. Vor Allem entsteht die Frage, ob die Erscheinungen natürlich erklärt werden können. Manche halten Alles für Teufelswerk, Manche Alles für physiologische oder pathologische Erscheinungen, Manche wollen nur Einiges, wie Fernwirkung, Vorauswissen dem übernatürlichen Gebiete zuweisen, anderes halten sie für verdächtig, manches für natürlich. Der Verf. nimmt gleichfalls eine vermittelnde Stellung ein. „Die Beschaffenheit der Versuchspersonen, die nothwendigen Voraussetzungen des Gelingens, die zur Anwendung kommenden Mittel, endlich die Art der hervorgerufenen Zustände deuten unverkennbar auf das Centralorgan des Sinneslebens, das Gehirn mit der Einbildungskraft, als auf eine im Hypnotisirten selbst liegende Ursache hin. Wir fragen nun nicht: Reicht die Einbildungskraft hin, sondern: Kann nachgewiesen werden, dass sie unzureichend ist? Ferner: Vermögen die äusseren Mittel die Einbildungskraft in einen solchen krankhaften Zustand zu versetzen, oder steht es fest, dass sie nicht die Ursache sein können?“ „Es scheint die natürlichen Kräfte nicht zu übersteigen, wenn Schlaf, Ohnmacht, Erstarren, Biegsamkeit der Glieder künstlich durch Bearbeitung der Phantasie hervorgerufen werden.“ Ganz unmöglich erscheint es auch nicht, die Suggestion, selbst die posthypnotische, das Schlafwandeln, die Alteration des Gedächtnisses,

welche alle im normalen und krankhaften Seelenleben Analogien haben, natürlich auf die angegebene Weise zu erklären. Der Schluss ergibt sich daraus: „Wir können die Unmöglichkeit, alle sicher festgestellten, rein körperlichen Zustände natürlich zu erklären, als nicht bewiesen bezeichnen. So lange der Beweis aber nicht erbracht ist, sind wir nicht berechtigt, andere als natürliche anzunehmen.“ Damit ist freilich die Frage nach der Erlaubtheit des Hypothesirens noch nicht entschieden.

(1891.) 36. Bd. 1. Heft. Th. Meyer, **Wohlfahrtsstaat oder reiner Rechtsstaat?** Eine socialpolitische Principienfrage. S. 47. Gegenwärtig stehen sich hauptsächlich zwei Auffassungen über den ideellen Staatszweck entgegen, die seit Jahrhunderten in der christlichen Wissenschaft herrschende, welche die Wohlfahrt des Menschen überhaupt, und die neuere des doctrinären Liberalismus, welche lediglich den Rechtsschutz als idealen Staatszweck betrachtet. Die christliche Weltanschauung ist wesentlich teleologisch. Ausgehend nun von der natürlichen Gesellschaftlichkeit des Menschen betrachtet sie die in der Natur begründeten Formen der gesellschaftlichen Vereinigung als Mittel, der allgemeinen sittlichen Ordnung, deren Schlussstein Gott ist, während dieses Erdenlebens zu dienen. Die Verschiedenheit und Abstufung der dem Menschen im Diesseits nothwendigen oder doch nützlichen Hilfsmittel zu dem einen obersten Zweck, Förderung des Gemeinwohls mit Unterordnung unter das eine Nothwendige, bestimmt die Zwecke und Unterordnung der gesellschaftlichen Verbände. Die bürgerliche Gesellschaft ergibt sich so als Ergänzung der Familie und sein natürlicher Zweck ist die öffentlich-socialer Ergänzung des in der Familie oder Gemeinde durch Privatmittel nicht Erreichbaren. So fasst Aristoteles den Staat auf: *πόλις δὲ ἡ γενῶν καὶ κοινῶν κοινωνία ζωῆς τελείας καὶ αὐτάρκειος*. Der Rechtsschutz ist damit natürlich in erster Linie eingeschlossen. Die positive Fürsorge des Staates für das Gemeinwohl kann aber als Ergänzung unter Umständen auf ein Minimum herabsinken, nämlich auf die vermittelnde Fürsorge für die gemeinnützliche Harmonie zwischen den verschiedenen Gebieten socialer Thätigkeit und Direction derselben vom Standpunkte des allgemeinen Wohles aus. Der moderne Rechtsstaat dagegen hat zum nächsten Ziele die grösstmögliche individuelle Freiheit, wie sie in der bekannten Definition des Rechts von Kant zum Ausdruck kommt. Darin ist nun eingeschlossen: Religions-, Pressfreiheit, Freizügigkeit, Manchesterthum u. s. w. Nachdem aber die Vertreter dieser Theorie durch solche Schlagwörter sich Macht verschafft hatten, wurde aus ihrem Rechtsstaate der Nationalculturstaat, die Staatsomnipotenz, welche die heiligsten Rechte der Kirche und Familie vergewaltigte. Auf socialpolitischem Gebiete hat der Rechtsstaat mehr Consequenz gezeigt, aber hier zeigen die Früchte, der Bankerott der liberalen Volkswirtschaftstheorie, den Werth des Baumes, an dem sie gewachsen. Die Religionsfreiheit gestaltete sich zur Feindschaft gegen das Christenthum und die Frucht ist ein drohender sittlich-religiöser Bankerott: das Product beider ist die internationale Socialdemokratie; sie wirft also die grellsten Schlaglichter auf die moderne liberale Staatsidee.

2] **Natur und Offenbarung.** Münster, Aschendorff. 1890.

35. Bd. 9., 10., 11. Heft. C. Gutberlet, **Das Verbrecherthum und die Anthropologie.** S. 513, 597, 653. Eine neue von Lombroso gegründete Schule

sucht, auf Beobachtungen, Messungen an Verbrecherschädeln u. s. w. gestützt, den Nachweis zu liefern, dass die Gewohnheitsverbrecher, welche mit Epileptikern, Irnsinnigen, Wilden körperlich und geistig vielfach übereinstimmen sollen, erstens mit Naturnothwendigkeit handeln, zweitens einen Rückschlag auf den Urmenschen darstellen. G. weist nach, dass die Consequenzen Lombroso's nach beiden Richtungen unzulässige sind. — **C. Braig, Zum Begriffe der Materie. S. 577.** Das Ziel dieser Abhandlung ist bloss „eine Beschreibung des Begriffes Materie“. Die astronomische Mutlmassung hat die ziemlich einfache Beschreibung: „Materie in erster Daseinsform ist ein von einer Gas- oder Aetherhülle umkleidetes unendlich kleines Körpertheilchen, und dessen nähere Bestimmtheit ist der Zustand des Festen oder Flüssigen.“ Die Chemie führt etwas weiter, aber auch sie gibt mehr ein Bild als einen Begriff von dem Wesen der Materie. Die Grundfrage bleibt unerledigt: Was ist die chemische Affinität? Was ist eine Valenz? Können wohl Philosophie und Speculation den vermissten Aufschluss geben? Die Antwort darauf verlangt eine besondere Untersuchung.

37. Bd. 1. Heft. E. Wasmann, Zur alten und neuen Weltanschauung.

S. 1. In beredten Worten wird die Wahrheit und Erhabenheit der theistischen, insbesondere der christlichen Weltanschauung gegenüber der sogenannten monistischen dargestellt. „Schon seit zwei Jahrtausenden stürmen die in stetem Wechsel begriffenen glaubensfeindlichen Systeme Welle auf Welle gegen den Felsen der christlichen Naturauffassung an. Sie überstürzen sich gegenseitig in ihrem Anprall und versinken, um anderen Wellen Platz zu machen, denen es nicht besser ergeht. Der Felsen aber steht immer noch fest inmitten der Wogen.“